

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 4 (1949)
Heft: 6

Artikel: Leben heute noch Saurier?
Autor: Wilfarth, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des mächtigen Stammes der ebenfalls als Neumünder sich erweisenden Wirbeltiere, deren Krone, hoch über alles Tier erhoben, der Mensch ist. So findet vergleichende Betrachtung verborgene Verwandtschaft auch zwischen den fernsten Gestalten, sieht mit Goethe, wie „in der ewigen Weberin Meisterstück... die Fäden sich beugend fließen, ein Schlag tau-

send Verbindungen schlägt“, und erkennt voller Ehrfurcht:

„Das hat sie nicht zusammengebettelt
 Sie hat's von Ewigkeit angezettelt
 Damit der ewige Meistermann
 Getrost den Einschlag werfen kann“.

Fritz Bolle, Murnau

Leben heute noch Saurier?



Drei Horngesichtsaurier (*Monoclonius nasicornus*) in einer Landschaft der oberen Kreidezeit (rekonstr. von R. Deckert)

Natürlich gibt es noch Saurier. Die Eidechsen nämlich und die Leguane, die Varane, die Blindschleichen und Ringelkriecher ebenso wie die berühmte Brückenechse werden zoologisch unter die Saurier gezählt. In weiterem Sinne könnte man auch die Krokodile zu den Sauriern rechnen, denn die Namen vieler fossiler Glieder dieser Ordnung endigen auf -saurus.

Aber so ist die Frage gar nicht gemeint. Wer so fragt, will vielmehr wissen, ob es vielleicht noch Nachkommen der Riesensaurier des Erdmittelalters, im wesentlichen also der Dinosaurier geben könne. Diese Frage ist nicht

so leicht zu beantworten. In paläontologischen Werken kann man lesen, daß die Dinosaurier zur Zeit des „Großen Sterbens“, also am Ende der Oberen Kreide, ausgestorben sind. Viktor von Scheffels Lied „Es rauscht in den Schachtelhalm“ hat diesen Untergang der „Saurierei“ launig besungen. „Sie kamen zu tief in die Kreide, da war es natürlich vorbei.“ Zweifellos ist es im Großen und Ganzen richtig, daß damals die Saurier verschwunden sind; vielleicht aber könnten doch einige wenige Exemplare in entlegenen Gebieten am Leben geblieben sein.

In letzter Zeit hat der Amerikaner Sander-son Hinweise gesammelt, nach denen möglicherweise im Innern Afrikas noch Großsaurier leben. So hat ein südafrikanischer Großwildjäger, Mr. F. Gobler, behauptet, in den Diilolo-Sümpfen in Angola gebe es ein Tier von gewaltigen Ausmaßen, das den Eingeborenen unter dem Namen „Chipekwe“ wohlbekannt sei und den Beschreibungen nach nur ein Dinosaurus sein könne. Sein Gewicht soll ungefähr vier Tonnen betragen. Es soll das Nashorn, das Flußpferd und den Elefanten angreifen. Jäger wollen gehört haben, wie ein „Chipekwe“ in der Nacht ein totes Rhinoceros gefressen, die Knochen zermalmt und gewaltige Fleischetzen herausgerissen habe. Kopf und Schwanz sind, wie berichtet wird, eidechsenartig. Gobler suchte das Tier in den Sümpfen, konnte es jedoch nicht finden. Ein deutscher Wissenschaftler — der Name wird leider nicht genannt — soll es sogar photographiert haben.

Ein Monsieur Le Page hat im Jahre 1920 aus dem Kongogebiet berichtet, er habe in einem Sumpf ein merkwürdiges Tier von außergewöhnlicher Größe angetroffen. Es sei auf ihn losgegangen, wobei es ein schnaubendes Geräusch habe hören lassen. Er habe „wie wild“ geschossen, und dann, als das Tier nicht stehen blieb, „Hals über Kopf“ Reißaus genommen. Als das Ungeheuer die Verfolgung aufgegeben habe, will Monsieur Le Page sich umgedreht und das Tier eine Zeitlang durch seinen Feldstecher beobachtet haben: Ein Ungeheuer von acht Meter Länge, mit einem langen, spitz zulaufenden Schädel, einem kurzen Horn über den Nüstern und einem schuppenbedeckten Höcker auf den Schultern. Die Vorderfüße schienen kompakt wie die eines Pferdes, die Hinterfüße dagegen in Klauen gespalten zu sein.

Der Führer einer deutschen Kamerun-Expedition soll im Jahre 1913 von einem Tier berichtet haben, das eine bräunlich-graue Farbe, weiche Haut, einen langen biegsamen Hals und nur einen einzigen sehr langen Zahn gehabt habe. „Einige“ meinten, es sei kein Zahn, sondern ein Horn, „manche“ sprachen auch von einem langen, muskulösen Schwanz, ähnlich dem eines Alligators. Das Tier, so groß wie ein Elefant, mindestens aber wie ein Flußpferd, greife Kanus ohne weiteres an, vernichte sie und töte die Insassen, ohne jedoch die Körper zu verzehren. Es soll in Höhlen leben, die der Fluß an den scharfen Biegungen in den lehmigen Küsten auswäscht, und auf der

Nahrungssuche auch am hellen Tage das Ufer erklettern. Als Nahrung sollen ihm ausschließlich Pflanzen dienen.

Ein Engländer, der achtzehn Jahre am Bangweulu-See — wohl identisch mit Bangweolo-See — in Nordrhodesien zubrachte, soll erzählt haben, ein Häuptling habe von seinem Großvater gehört, zu dessen Zeiten sei ein Ungeheuer von Angehörigen des Stammes erlegt worden, das einen glatten, haarlosen, dunklen Leib und ein einziges weißes Elfenbeinhorn auf dem Kopfe gehabt habe. Der deutsche Afrikaforscher Hans Schomburgk erwähnt in seinem Buch „Zelte in Afrika“ Berichte der Eingeborenen, nach denen im Bangweolo-See ein Untier hause, dessen Existenz die Veranlassung dafür sei, daß dort keine Nilpferde vorkämen. Der Bangweolo-See liegt unter 11 Grad südlicher Breite und 30 Grad östlicher Länge und gehört zum Stromgebiet des Kongo.

Frau Ilse von Nolde hat in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (Jg. 51, 1939, S. 123) über den „Coje ya menia“ Erhebungen angestellt, mit zahlreichen Eingeborenen gesprochen und deren Angaben sorgfältig gesammelt und gesichtet. Frau von Nolde lebte zehn Jahre lang im östlichen Angola, im Stromgebiet des Kuan- go. „Coje ya menia“ entstammt der Kimbundu- Sprache und bedeutet „Löwe des Wassers“. Das Tier soll etwas kleiner als das Nilpferd sein, in Flüssen und Lagunen leben, nachts auch an Land gehen. Bei Hochwasser zur Regenzeit komme es aus dem Kuanza (Quanza) in die Nebenflüsse und Lagunen. Dann soll man in den Nächten sein Gebrüll hören. Der Kuanza fließt in Angola, ist zwar selbständig, steht jedoch zur Zeit der Überschwemmungen mit dem Kongo in Verbindung. Der Zoologe Krumbiegel schreibt dazu ergänzend: „Die Nilpferde fliehen vor dem „Wasserlöwen“ und verlassen die Gegend. Er tötet sie wohl, aber er frißt sie nicht. Ein Eingeborener trug Sandalen aus Nilpferdhaut, und befragt, ob er das Tier erlegt habe, verneinte er, erwiderte vielmehr ganz sachlich, der „Coje ya menia“ habe es getötet.“

Ein portugiesischer Lastkraftwagenbesitzer hörte am Kuango südöstlich von Loanda (9. Breitengrad), daß der Wasserlöwe ein Flußpferd in der Nacht „am Ufer entlang gejagt“ habe. Er war mit mehreren Eingeborenen der Fährte gefolgt. Zertretenes Gras, aufgeworfene Erde und deutliche Fährteindrücke im weichen Boden des Flußufers hatten ihnen den Weg des „in rasender Eile fliehenden Fluß-

pferdes“ gezeigt. Insbesondere behauptet er auch, die deutliche Fährte des „Coje ya menia“ gesehen zu haben. Nach seiner Beschreibung ist sie etwas kleiner als diejenige des Flußpferdes, und in ihrer Struktur erinnert sie an die Elefantenfährte; es ist also eine runde Fährte, zeigt jedoch als Besonderheit, wie der Gewährsmann sagt, Eindrücke von Zehen unter den Ballen. „Nach Stunden“ fanden sie das getötete Nilpferd an einem Ort „inmitten des zertrampelten Grases und Gesträuchs, der einem wüsten Schlachtfeld glich“. Der Riesenkörper des Flußpferdes war „vollständig zerfetzt, mit langen Schnitten bedeckt, als ob es mit der Catana — dem Buschmesser — zerhauen sei“.

Bekannt ist, daß verschiedene afrikanische Tierfänger Karl Hagenbecks von einem geheimnisvollen Ungeheuer berichteten. Hagenbeck soll eine „ganz beträchtliche Summe“ in eine Expedition investiert haben, wie Sanderson schreibt, die er unter der Leitung seines besten Tierfängers nach Afrika auf die Suche nach dem Ungeheuer ausgesandt habe. „Ein gewiegter Geschäftsmann mit vieljähriger Erfahrung im Kauf und Verkauf exotischer Tiere tut so etwas nicht, wenn er nicht sehr stichhaltige Gründe dafür hat, daß sich sein Risiko lohnen mag“, meint Sanderson. Hiergegen läßt sich einwenden, daß Hagenbeck die Expedition nicht allein des fraglichen Ungeheuers wegen aussandte. Gerade weil er ein erfahrener Geschäftsmann war, wußte er, daß sich die Expedition auch lohnen würde, wenn man das Ungeheuer nicht fände, daß man dann eben andere Tiere antreffen würde, mit denen auch ein Geschäft zu machen wäre.

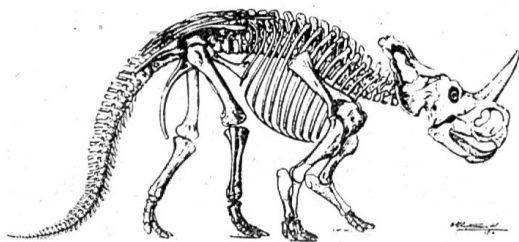
Mit diesem Einwand sind wir bereits in die Kritik der Berichte eingetreten. Vorurteilsfrei sei das Für und Wider gegeneinander abgewogen, wobei wir mit den Gründen beginnen wollen, die gegen das Überleben von Sauriern sprechen. Mißtrauisch stimmt zunächst, daß die Berichte in wichtigen Punkten voneinander abweichen. Nach ihnen müßte nicht nur eine Unterordnung der Dinosaurier nachkommen hinterlassen haben, sondern mehrere. Das „Chipekwe“ Goblers kann mit dem „Coje ya menia“ der Frau von Nolde nicht identisch sein, denn das „Chipekwe“ soll ein totes Rhinoceros gefressen und die Knochen zermalmt haben, während der „Coje ya menia“ die getöteten Tiere nicht fressen soll. Der „Coje ya menia“ kann auch mit dem Ungeheuer des Monsieur Le Page kaum gleichgesetzt werden, denn

das Le-Page-Ungeheuer war angeblich acht Meter lang, während der „Coje ya menia“ kleiner als ein Flußpferd sein soll. Es muß hier allerdings zugegeben werden, daß die Größe der Tiere in weiten Grenzen schwanken und Monsieur Le Page sich in der Aufregung verschätzt haben kann. Das Monstrum der Kamerun-Expedition soll einen langen, biegsamen Hals gehabt haben. Tiere mit langem, biegsamen Hals können jedoch nur einen verhältnismäßig kleinen Kopf haben und schwerlich eine solche Kraft der Kiefer aufbringen, daß sie die Knochen eines Rhinoceros zermalmen oder die Decke eines Nilpferdes streifenförmig und tief zerschlitzen. Das Kamerun-Monstrum kann also weder mit dem „Chipekwe“ noch mit dem „Coje ya menia“ identisch sein.

In der systematischen Überordnung der Dinosaurier werden Reptilien vereinigt, die in Aussehen und Lebensweise recht verschieden waren. Von ihnen kommen die Hohlschwanzsaurier (Coelurosaurier) nicht in Betracht, weil diese Tiere nur klein und schwach waren. Mr. Gobler mag das Bild eines Theropoden oder Großstückräubers, also eines großen fleischfressenden Dinosauriers vorgeschwebt haben; mit dem Kamerun-Monstrum und dem „Coje ya menia“ könnte ein Theropode jedoch nicht identifiziert werden, denn ein fleischfressender Dinosaurier würde seine Beute gewiß auch verzehrt haben, was die genannten Ungeheuer nach den Berichten gerade nicht tun sollten.

Das Kamerun-Monstrum wird im übrigen ausdrücklich als Pflanzenfresser bezeichnet. Wenn man von ihm hört, es habe einen langen, biegsamen Hals gehabt, so könnte man versucht sein, an einen Sauropoden zu denken, doch sind Sauropoden mit Nasenhorn unbekannt und kaum vorstellbar, weil bei diesen die Nase hoch hinauf auf den Schädel verschoben ist. Sie sind wohl auch keine Pflanzenfresser gewesen. Wenn Krumbiegel meint, als „Coje ya menia“ könne ein Brontosaurus in Frage kommen, so ist diese Auffassung nicht haltbar. Bei Sauropoden stände ein spitzer Schnabel mit scharfen Hornschneiden ganz im Widerspruch zu der Grundorganisation dieser Tiere. Auch ein Hadrosauride kann nicht in Betracht kommen. Die Hadrosauriden hatten zwar scharfe Hornschneiden, aber diese waren eptenschnabelförmig verbreitert. Schließlich muß auch ein Stegosaurier ausscheiden, denn die erstaunlichen Rückenplatten dieser Saurier hätten auch den Eingeborenen auffallen müssen.

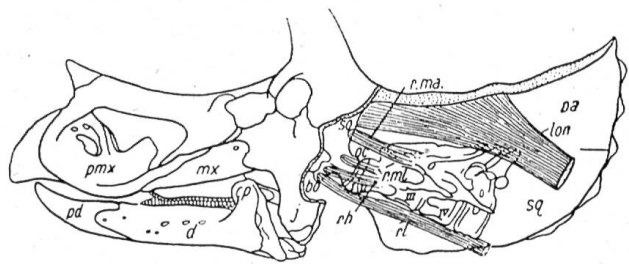
So blieben denn von der ganzen Überordnung der Dinosaurier nur die Ceratopsier, die „Horngesichter“, übrig. Die Vertreter dieser Unterordnung passen zweifellos am besten in den Rahmen der obigen Beschreibungen. Die Ceratopsier sind die letzten aus dem Geschlecht der Dinosaurier. Sie traten erst in der obersten Kreide auf die Bühne des Lebens und reichten am nächsten an die Grenze Kreide-Tertiär heran, hatten also von allen Dinosauriern die größte Aussicht, bis zur Jetztzeit erhalten zu bleiben. Sie gelten allgemein als Sumpfbewohner, was mit allen obigen Berichten gut übereinstimmt. Ihre Fahrte ist ganz so zu denken, wie sie von dem portugiesischen Lastkraftwagenbesitzer beschrieben wurde: Elefantenförmig-rund, hinten mit Eindrücken der Zehen unter den Balleneindrücken. Die Größenangaben stimmen mit fossilen Befunden gut überein. Flußpferdgröße könnte als normal gelten. Die Horngesichter hatten einen spitzen Schnabel mit scharfkantigen Hornschneiden, die meisten Gattungen ein spitzes Nasenhorn (s. Abb.), manche auch Hörner über den Augen. Sowohl der spitze und scharfe Schnabel als auch das Nasenhorn können als geeignet angesehen werden, Flußpferden schlitzartige Ver-



Monoclonius nasicornis, ein Ceratopsier oder Nackenkragensaurier aus der Zeit der oberen Kreide des Belly River, Alberta, Canada (nach Barnum Brown, 1917)

letzungen beizubringen. Man versteht die Berechtigung dieser Aussage, wenn man die Eigenart des Körperbaues der Ceratopsier näher betrachtet. Alle Ceratopsier, die wir kennen, trugen einen gewaltigen Nackenkragen, ein Nackenschild. An der Unterseite dieses Schildes setzten Muskeln an, die überaus stark gewesen sein müssen, wie die Ansatzstellen lehren (s. Abb.). Der Schädel war um das Hinterhauptgelenk annähernd im Gleichgewicht und leicht drehbar gelagert. Wurde der Vorderteil dieses Klappschädels nun durch die starken Nackenmuskeln ruckartig emporgerissen, das heißt aus vertikaler Lage plötzlich in horizontale Stellung gebracht, so konnte das Nasen-

horn eine große Wirkung ausüben und Haut und Fleisch eines Gegners zerfetzen oder zerschneiden, wie das von dem portugiesischen Lastkraftwagenbesitzer beschrieben wurde.



Die starke Nackenmuskulatur eines Ceratopsiers (nach Lull, 1908)

Der obigen Deutung steht jedoch ein wichtiger Punkt entgegen: Wäre das geheimnisvolle Untier ein Ceratopsier, so hätten die Berichterstatter, auch die Eingeborenen, gewiß den riesigen Nackenkragen erwähnt, den alle fossilen Ceratopsier ausnahmslos führen. Eine so auffallende Bildung konnte schwerlich übersehen werden. Es besteht nur die Möglichkeit, daß der „schuppenbedeckte Höcker über den Schultern“ des Ungeheuers, von dem Le Page spricht, eben dieser Nackenkragen war. Der Rand des Nackenkragens der Ceratopsier liegt tatsächlich über den Schultern und ist mit Spitzen oder Zacken besetzt, die Le Page für Schuppen halten konnte. Zusammenfassend können wir somit sagen: Gäbe es wirklich noch einen Nachkommen der Dinosaurier, so wäre dieses Relikt am ehesten noch in der Unterordnung der Ceratopsier zu suchen.

Dr. Martin Wilfarth, Tann

Abbau von Niobmineralen am Kaiserstuhl

Ausführliche Untersuchungen der geologischen Landesanstalt von Baden ergaben, daß die Menge des im Kaiserstuhl entdeckten Niob-Vorkommens mehrere 100 000 Tonnen beträgt. Das Metall Niob ist im Ausland unter dem Namen „Columbium“ bekannter. Es wurde bisher in der Industrie nur sehr wenig verwendet, weil es zumeist mit Tantal vergesellschaftet vorkommt und von diesem auch mit neuzeitlichen technischen Hilfsmitteln nur sehr schwierig zu trennen ist. Daher werden auf dem Weltmarkt gegenwärtig für ein Kilogramm Tantal etwa 100 Dollar bezahlt. Die Untersuchungen der Niobvorkommen am Kaiserstuhl zeigten nun, daß es sich bei diesem Vorkommen um nur selten auftretende tantalfreie Erze handelt, die wertmäßig jenen des norwegischen Vorkommens entsprechen. Da Niob ein Metall ist, das laut Kontrollratsbeschuß in Deutschland nicht verarbeitet werden darf, plant die Gesellschaft ein Tantalkonzentrat herzustellen und zu exportieren. Durch diesen Export hofft man, jährlich etwa 100 000 Dollar an Devisen zu gewinnen.

E. K.